

Insel Verlag

Leseprobe



Muhlstein, Anka

Die Austern des Monsieur Balzac

Eine delikate Biografie

Aus dem Französischen von Grete Osterwald

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4103

978-3-458-35803-9

Honoré de Balzac war Asket und Gourmet, Hungerleider und Vielfraß in einer Person. Nach Phasen strengster Arbeitsdisziplin und Abstinenz stürzte er sich in wahre Fresszüge durch die Feinkostläden, Märkte und Bäckereien von Paris. Dabei entdeckte er auch das Restaurant für sich, das sich zunehmend als öffentlicher Ort des kulinarischen Genusses etablierte: Nicht nur diente es ihm als ideale Bühne für die Inszenierung seiner Sittengemälde – sondern auch als perfekter Ort für seine ganz persönliche Lust am exzessiven Essen.

Die Austern des Monsieur Balzac ist mehr als eine Biografie. Es ist eine Liebeserklärung an das Paris des 19. Jahrhunderts, das hier in all seiner sinnlichen Pracht wiederaufersteht. Ein Buch, das Heißhunger weckt – auf die Stadt, auf Balzacs Romane und auf das Leben.

Anka Muhlstein wurde 1935 in Paris geboren. Zusammen mit ihrem Mann, dem Romancier und Anwalt Louis Begley, lebt die Historikerin und Autorin seit 1974 in New York. 1996 wurde ihr der Prix Goncourt verliehen. *Die Austern des Monsieur Balzac* wurde von der Zeitschrift *DAMALS* als ›Das historische Buch des Jahres 2011‹ ausgezeichnet.

Zuletzt erschienen von ihr im Insel Verlag: *Königinnen auf Zeit*, *Katharina von Medici*, *Maria von Medici*, *Anna von Österreich* (it 3132), *Napoleon in Rußland* (2008) und *Die Gefahren der Ehe*. *Elisabeth von England und Maria Stuart* (2009).

insel taschenbuch 4103

Anka Muhlstein

Die Austern

des Monsieur Balzac



ANKA MUHLSTEIN

Die Austerlitz
Les Monsieur Balzac

EINE DELIKATE
BIOGRAFIE

Aus dem Französischen von
Grete Osterwald

Insel Verlag

Copyright © 2009 by Anka Muhlstein
Umschlagfoto: RelaxImages/plainpicture

Für Louis

Erste Auflage 2012
insel taschenbuch 4103
Insel Verlag Berlin 2012

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35803-9

Einleitung

Für einen Schriftsteller, der seine Romanfiguren so oft ins Restaurant schickt, der so viel Zeit in Esszimmern verbringt, den Köchinnen über die Schultern schaut und die besten Adressen für sämtliche Spezialitäten zu kennen scheint, schreibt Balzac erstaunlich wenig über das, was sich auf den Tellern befindet. Nichts in seinem Werk entspricht den bewegten Seiten, auf denen Proust sich an das unvergleichliche Bœuf en Gelée der Françoise, an die Saucen von Madame Verdurin oder die Petits Fours von Madame Swann erinnert; nirgendwo bei Balzac wird die Marmelade so sorgfältig abgeschäumt, wie Kitty und ihre Schwestern es in *Anna Karenina* tun; man bewundert nicht die leidenschaftliche Sorge fürs Detail, mit der Graf Rostow in *Krieg und Frieden* den Ablauf eines Galadiners überwacht. Was Balzac interessiert, ist nicht der Geschmack der Dinge, sondern das Essen als Sittenstudie. Damit unterscheidet er sich von Victor Hugo, dem die Nahrung oder vielmehr die Entbehrung derselben stets dazu dient, das grausame Elend der Armen aufzuzeigen, oder von George Sand, die sich vorzugsweise in eher idyllischen als realistischen Schilderungen ländlicher Mahlzeiten ergeht. In seinem Romanzyklus *Die menschliche Komödie* benutzt Balzac Tischszenen aller Art, um sowohl die Gesellschaft als auch den Charakter seiner Figuren

zu beschreiben. Sag mir, wo du isst, was du isst und wann du isst, und ich sage dir, wer du bist.

Auf Balzac selbst angewandt, wäre diese Methode allerdings zum Scheitern verurteilt. Zu exzentrisch waren seine Gewohnheiten. Wenn man die Porträts dieses beleibten Mannes mit dem vorstehenden Bauch sieht, die Schilderungen mancher Essensszenen liest, wie sollte man sich Balzac anders vorstellen denn als unersättlichen Schlemmer, lebhungrig, gierig nach Geld, nach Frauen, nach Ruhm? Was läge näher als die Vermutung, dass er sein Werk nach dem eigenen Bild erschaffen habe? »Beim Anblick einer Pyramide von Birnen oder schönen Pfirsichen, von denen keine der anderen an Verlockungen nachstand, geriet er beinahe in wollüstige Verwirrung, sodass seine Lippen zu zucken, seine Augen zu funkeln anfangen und seine Hände zitterten. Er pflegte hastig zu essen, ja das Obst verschlang er nur so. Bei Tisch erwies er sich als prächtiger Pantagruelist: Er hatte die Krawatte abgelegt und den Hemdkragen geöffnet, hielt das Obstmesser fest in der Faust . . . , lachte . . . , platzte los wie eine Bombe . . . Dann schwoll seine Brust, die Schultern tanzten unter dem bebenden Kinn . . . Er konnte sich schütteln vor unbändigem Vergnügen . . . , dass wir oft glaubten, Rabelais im Refektorium der Abtei Thélème vor uns zu haben.«¹ Aber ziehen wir keine voreiligen Schlüsse. Balzac war kein gewöhnlicher Esser.

Er schrieb schnell. Bedrängt von seinen Gläubigern, getrieben von einer überschäumenden Vorstellungskraft, schloss er die Tür, machte sich ans Werk, arbeitete achtzehn Stunden am Tag, und zwei Monate später hatte der Drucker das Manuskript von *Vater Goriot* oder *Verlorene Illusionen*

in der Hand. Während seiner Schaffenszeiten trank Balzac nur Wasser, aß Obst, manchmal gegen neun Uhr morgens ein weich gekochtes Ei oder, wenn er hungrig war, mit Butter verrührte Sardinen, etwas Geflügel oder ein Stück Lammkeule am Abend und beschloss seine Mahlzeit mit ein bis zwei Tassen exzellenten schwarzen Kaffees ohne Zucker. Ein Asket also, unser Balzac? In gewisser Weise ja. Aber nicht immer. Kaum war das »Gut zum Druck« erteilt, eilte er ins Restaurant, schlürfte hundert Austern, die er als Vorspeise mit vier Flaschen Weißwein begoss, und bestellte dann das Weitere: zwölf Lammkoteletts vom Pré-salé natur, eine Jungente auf weißen Rüben, zwei gebratene Rebhühner und eine Seezunge in Sauce Normande, ganz abgesehen von sonstigen Leckereien wie Süßspeisen, Früchten, feinsten Doyenné-Birnen, und selbige nie unter einem Dutzend. Satt gegessen, ließ er die Rechnung meistens an seinen Verleger schicken. Auch allein zu Hause konnte ihn, vor allem, wenn er Ängste oder Kummer litt, ein derartiger Heißhunger überfallen, dass er binnen einer Viertelstunde »eine Gans und etwas Endivien samt drei Birnen und einem Pfund Weintrauben«² verschlang, was ihn natürlich krank machte.

Ein Vielfraß also? Auch nicht. Ein Vielfraß isst nach Balzacs eigenen Worten »ohne Methode, ohne Verstand, ohne Seele . . . Er verschluckt ganze Bissen; sie gehen durch seinen Mund, ohne den Gaumen zu kitzeln, ohne die geringste Fantasie zu wecken; sie verlieren sich auf direktem Wege in einem Magen von erschreckendem Fassungsvermögen; . . . nichts kommt aus seinem Mund heraus, alles verschwindet darin!«³ Nein, das ist nicht Balzac, nicht der Mann, der von seinen Zeitgenossen einhellig als überaus liebenswerter

Tischgenosse beschrieben wird und der, mitnichten unersättlich, auch maßvolle Zeiten kannte. Als er gegen Ende seines Lebens ein Jahr in Polen verbrachte, nahm er am Familienleben der Frau teil, die er liebte, Madame Hanska, und stellte sich auf ihren Tagesablauf ein. Zum ersten Mal in seinem Leben arbeitete er wenig und aß regelmäßig zu festgesetzten Zeiten.

Nur war das Essen in Polen leider nicht gut. Er klagte humorvoll über das schlechte Obst, über Karotten, die nach Rüben, und Räben, die nach nichts schmeckten. Was aber schwebte ihm vor, um die Kost zu verbessern? Er verriet es den Töchtern seiner Schwester:

*»Meine lieben kleinen Nichten,
seid bitte so nett und steckt mir in den nächsten Brief, den Eure Mutter oder Großmutter mir schreibt, eine gut verständliche und klare Anleitung, klar und verständlich genug, damit wir den Muschiks hier in der Küche sagen können, wie man 1. die von Eurer Mutter erfundene Tomatensauce macht . . . 2. das Zwiebelpüree, wie Louise es bei Eurer Großmutter zu machen pflegte, denn hier, das müsst Ihr wissen, leben wir in einer großen Wüste . . .«⁴*

Bescheidener könnte die Bitte kaum sein.

Wie sind diese Gegensätze zu vereinbaren? Einfach indem man anerkennt, dass Balzac nie gleichzeitig mit seinen Romanfiguren aß, es war stets ein Entweder-oder: er oder sie. Beginnen wir mit ihm, um besser zu verstehen, welche Bedeutung er dem Essen und der Gestaltung von Tischszenen in seiner *Menschlichen Komödie* verleiht.

I | Balzac bei Tisch

Die Fantasie bietet, was das Leben nicht geboten hat. Bei den Balzacs wurde nicht gut gegessen, und dem kleinen Honoré war es nie vergönnt, in einer von köstlichen Düften erfüllten Küche herumschnüffeln, den Deckel eines verführerisch dampfenden Kochtopfs zu lüften oder aufzupassen, bis der Kuchen gebacken war. Vater Balzac, Monsieur Père, dessen einziger Ehrgeiz darin bestand, hundert Jahre alt zu werden, aß nur etwas Obst um fünf Uhr nachmittags und ging so früh wie möglich nach oben, ins Bett. Die Mutter, Madame Mère, allzu beschäftigt mit ihren Lieben und den Lustbarkeiten der mondänen Gesellschaft, hatte keine Ader für »Zärtlichkeiten, Küsse, schlichte Freude am Leben«,⁵ sie kümmerte sich kaum um das Wohlbefinden ihres ältesten Sohnes, Honoré. Balzac war kein verwöhntes Kind. Seine Mutter liebte ihn nicht, davon war er zumindest überzeugt, und die mütterliche Kälte färbte auf seine gesamten Jugenderinnerungen ab. Tatsächlich scheint er sogar für eine Zeit, da in puncto Kindererziehung raue Sitten herrschten, über das übliche Maß vernachlässigt worden zu sein.

Gleich nach der Geburt, am 20. Mai 1799, wurde Honoré einer Amme anvertraut und war bereits vier Jahre alt, als er ins Elternhaus zurückkehrte. Mit acht Jahren wurde er zu den Oratorianern von Vendôme in Pension gegeben, wo er

sechs Jahre blieb, ohne ein einziges Mal nach Hause zu fahren, und wo seine Eltern, die sich im sechzig Kilometer entfernten Tours niedergelassen hatten, ihn nur zwei Mal besuchten. Während dieser ganzen Zeit war das Essen für ihn keine Freude, sondern brachte ihm ständige Demütigungen ein. Da er kein Taschengeld bekam, konnte er sich nicht die Leckereien beschaffen, mit denen sich seine Kameraden den Bauch vollstopften. Daran erinnert er sich, als er später in *Die Lilie im Tal* beschreibt, welche Qualen der kleine Felix Vandenesse in der Schule leiden musste. »Das berühmte Schmalzfleisch und die Grieben von Tours waren Hauptbestandteil der Mahlzeit, die wir mittags einnahmen, zwischen Frühstück und dem Essen zu Hause, das mit der Stunde unserer Rückkehr zusammenfiel. Diese Zubereitung, die von manchen Feinschmeckern so gelobt wird, sieht man selten auf den aristokratischen Tafeln in Tours. Wenn ich auch davon gehört hatte, ehe ich in Pension kam, so hatte ich doch niemals das Glück gehabt, den braunen Aufstrich auf meinem Brot zu kosten. Auch wenn er in der Pension nicht Mode gewesen wäre, hätte ich doch ein nicht weniger starkes Verlangen danach gehabt, denn es war eine fixe Idee für mich geworden, ungefähr wie wenn eine der elegantesten Herzoginnen von Paris Verlangen nach der Küche von Portiersleuten hatte und es, weil sie eine Frau war, auch befriedigte . . . Meine Kameraden, die alle aus kleinbürgerlichen Familien stammten, führten mir ihre herrlichen Grieben vor und fragten mich, ob ich wisse, wie man sie macht, wo man sie verkauft und warum ich keine hätte. Sie leckten sich die Lippen und priesen ihre Grieben, diese Reste von ausgelassenem Schweinefett, die gekochten Trüffeln ähnlich

sehen. Sie durchstöberten meinen Korb und fanden nur Olivet-Käse oder trockene Früchte und brachten mich um mit ihrem: »Hast du denn gar nichts?«⁶

Im Lauf der Jahre, die Balzac im Pensionat verbrachte, entwickelte er sich, mangels Essfreuden, zu einem begierigen Leser. Wie bei dem vereinsamten Schüler in *Louis Lambert* – auch dies ein stellenweise autobiografischer Text – war die Lektüre bei ihm »zu einer Art Heißhunger geworden, den nichts stillen konnte. Er verschlang Bücher aller Art und labte sich wahllos an religiösen, geschichtlichen, philosophischen und physikalischen Werken«, ja er gestand sogar, »dass er einen unglaublichen Genuss bei der Lektüre von Wörterbüchern empfand«.⁷ Unter dem Einfluss dieser unausgewogenen Kost, die bereits den erwachsenen Romancier ankündigt, wurde der Junge krank und kehrte mit vierzehn Jahren nach Hause zurück. Im folgenden Jahr zog die ganze Familie von Tours nach Paris. Wieder wurde Honoré in Pension gegeben – in ein Haus, in dem sich heute übrigens das Musée Picasso befindet; wieder litt er darunter, dass er sich beim Portier, der, wie damals üblich, eine Kantine betrieb, nicht mit Leckereien versorgen konnte. Zwei Jahre später schrieb er sich in der juristischen Fakultät ein und entdeckte das gewöhnliche Essen der Studentenrestaurants. Mit siebzehn begann er, nebenbei als Schreiber in einer Anwaltskanzlei zu arbeiten. Hier lernte er Ehedramen kennen, häusliche Tragödien, den Stoff so vieler seiner späteren Romane, hier teilte er das fröhliche, ausgelassene, von Streichen und Scherzen erfüllte Leben der anderen Bürogehilfen. Der junge Balzac, überschwänglich, unwiderstehlich komisch, lenkte seine Kollegen so sehr ab, dass er eines Tages vom Kanzlei-

vorsteher folgendes Billett erhielt: »Monsieur Balzac wird gebeten, heute nicht zu kommen, da viel Arbeit vorliegt.« Die Schreiber waren, wie alle jungen Leute, ob damals oder heute, immer hungrig. Auf dem Marmor des zugemauerten Kamins in dem staubigen Gemeinschaftsraum, der ihr Arbeitszimmer war, sah man etliche »Stücke Brot, dreieckige Abschnitte Brie-Käse und frische Schweinskoteletten neben Gläsern, Flaschen und einer Tasse Schokolade für den Vorsteher des Büros. Der Duft all dieser Speisen mischte sich wunderbar mit dem Brodem des Ofens, der über alles Maß geheizt wurde, dazu kam noch der eigentümliche Muff der Schreibstuben und der aufgehäuften Masse Makulatur, alles in allem eine so starke Mischung, dass darin der Gestank eines Fuchses spurlos untergegangen wäre.«⁸

Der Ekel vor Dreck und den widerwärtigen Gerüchen dieser Nahrungsmittel sollte bei Balzac tiefe Spuren hinterlassen. Er erinnert sich daran, als er in *Vater Goriot* den Tisch der Pension Vauquer beschreibt, »einen langen Tisch mit Wachstuch, fettig genug, um einen übermütigen Externen zu locken, seinen Namen mit dem Finger daraufzuschreiben«, das lautstarke Gerangel an diesem Tisch, wo sich die Pensionäre um die Porreesuppe scharen, oder das übel riechende Esszimmer der Madame Marneffe in ihren Elendszeiten. Und wie sollte man übersehen, dass ein Festmahl bei Balzac weniger ein gastronomisches Ereignis war als eines, das der Prachtentfaltung diene, eher eine Augenweide denn eine Gaumenfreude. Essen um des Essens willen war ihm schon immer ein Graus. Lieber stehend in einen Apfel beißen als sich an einen ungepflegten Tisch setzen. Eine schmutzige Serviette, ein schlecht gespültes Glas verdarben

ihm den Appetit. Wenn er unterwegs war, steckte er sich zur Stärkung lieber eine geräucherte Rinderzunge und ein Dutzend Brötchen in die Tasche, statt sich an den Mittagstisch zu setzen, wo die Reisenden der Postkutsche an den Umspannstationen »Gasthausfraß« bekamen, wie der junge Oscar Husson es in *Der Eintritt ins Leben* nennt.

Balzac blieb nicht lange in der Anwaltskanzlei. Seine Eltern, die Paris wieder hatten verlassen müssen und in das nahe gelegene Dorf Villeparisis gezogen waren, ließen sich erweichen und gaben ihm zwei Jahre Zeit, um sich als Schriftsteller zu erproben. Mit einer bescheidenen Summe für den Lebensunterhalt ausgestattet, hauste er in einer Mansarde im dritten Stock eines Hauses an der Rue de Lesdiguières, unweit der Bastille, und fristete ein kümmerliches Dasein. Elend kann man es nicht nennen – die Zuwendung von tausendfünfhundert Francs pro Jahr entsprach dem dreifachen Durchschnittslohn eines Arbeiters –, aber es waren zwei einsame Jahre, zurückgezogen, bei intensiver Arbeit und sehr knapp bemessener Kost. Er verpflegte sich selbst und aß wie eine Spitzmaus, winzige Mahlzeiten, die er seinen Schwestern beschrieb, bestehend aus Brot und Kirschen oder Brot und Käse, mit etwas Milch für ein paar Sous. Wenn er einmal über die Stränge schlug und sich zwei Melonen leistete, begnügte er sich am nächsten Tag mit einer Handvoll Nüssen. Schon jetzt scheint er sich hauptsächlich von Obst zu ernähren, aber wichtiger noch, er wird diese Erfahrung mehrfach benutzen, um die Anfänge junger Menschen zu beschreiben, denen eine glorreiche Zukunft bevorsteht, so im Fall des großen Arztes Desplein, des Malers Joseph Bridau oder des bewundernswerten Politikers Z. Marcas. Dass Arbeit

und Exzesse unvereinbar seien, davon war Balzac sehr früh schon überzeugt.

»Ich wohnte damals in einer Gasse . . . , der Rue de Lesdiguières, sie führt von der Rue Saint-Antoine, gegenüber einem Brunnen nächst dem Bastilleplatz, bis zur Rue de la Cerisaie . . . Ich lebte äußerst einfach, ja fast mönchisch, wie ein Geistesarbeiter eben leben muss«, schreibt er an einer wiederum mit autobiografischen Details gespickten Stelle.⁹ Diese zwei Jahre der Entbehrung haben zwar kein Meisterwerk hervorgebracht, aber Balzac stellt sie stets als eine wenn auch nicht sehr angenehme, so doch für den Künstler notwendige Prüfung dar. Im Roman illustriert er seine Theorie am Beispiel des Bildhauers Wencelas Steinbock, der die schönsten Kunstwerke schafft, solange er unter der Fuchtel von Tante Lisbeth steht, die ihn behandelt wie ein Pferd, »dem man Scheuklappen anlegt, damit es nicht von seinem Wege nach rechts und links blickt«. ¹⁰ Doch kaum dass Wencelas' junge Ehefrau ihre Reichtümer und Freuden an ihn verschwendet, gibt er sich der Faulheit hin. Das materielle Glück, »die Zärtlichkeiten des Weibes verjagen die Muse, sie beugen die Kraft und die Standhaftigkeit des Schaffenden«. ¹¹

Im Jahr 1820 gab Balzac die Mansarde auf und stürzte sich ins tätige Leben, indem er zuerst unter Pseudonym Schundromane schrieb, dann sein Glück in verschiedenen Projekten unternehmerischer Art versuchte, um schließlich sein Geld mit der Veröffentlichung von Romanen, Erzählungen und Artikeln zu verdienen. Unglücklicherweise nahm er stets weniger ein, als er mit vollen Händen ausgab, und so lebte der berühmte Schriftsteller, Stern am Himmel der fran-

zösischen Literatur, bis zum Tag seines Todes in der Angst, wegen Schulden im Kerker zu landen. Aber egal, wie es um die Finanzen stand, ob es fette oder magere Jahre waren, seine Essgewohnheiten änderten sich kaum: Fasten in den Zeiten pausenloser Arbeit, »damit die Verdauungsmüdigkeit nicht zum Gehirn aufsteigt«,¹² Exzesse, sobald er die Feder aus der Hand legte – maßlose, schockierende Exzesse, vergleichbar den Ausschweifungen von Matrosen, die nach langer Seefahrt in einem Hafen landen. Es war ein ständiger Wechsel zwischen hastigen Imbissen und einer minutiösen Suche nach höchsten Gaumenfreuden. Sein Freund Léon Gozlan hat ihn auf der Jagd nach Makkaroni begleitet, einer Teigware, die bei den Parisern groß in Mode war.

Balzac hatte einen Bäcker in der Rue Royale entdeckt, der diese Delikatesse in Form kleiner Pasteten auf dem Backblech zubereitete. Nach einer Theaterprobe, um drei Uhr nachmittags, zu spät fürs Mittag- und zu früh fürs Abendessen, stürmte er vom Boulevard des Capucines zur Rue Royale in den fraglichen Laden, wo er zum Entsetzen des Servierfräuleins »mit drei oder vier Bissen, die eines Gargantua würdig gewesen wären«, vier Portionen davon verschlang und dabei »lachend mit vollem Munde Fenimore Cooper rühmte«, dessen *Trapper am Ontario-See* er gerade gelesen hatte.¹³ Seinen Freunden zufolge durchstreifte er ganz Paris, um die beste Kaffeemischung aufzutreiben. »Sein Rezept war grundgelehrt, raffiniert und göttlich wie sein Genie. Dieser Kaffee setzte sich aus drei Sorten von Bohnen zusammen: Bourbon, Martinique, Mokka. Den Bourbon kaufte er in der Rue du Mont-Blanc (heute Rue de la Chaussée d'Antin; A. M.), den Martinique in der Rue des Vielles-

Audriettes ... und den Mokka im Faubourg Saint-Germain bei einem Händler der Rue de l'Université ... Es war jedes Mal eine halbe Tagesreise quer durch Paris. Aber ein guter Kaffee ist so viel Mühe schon wert.«¹⁴ Er war derart versessen auf seine Spezialmischung, dass er sie mitnahm oder sich schicken ließ, wenn er sich in der Touraine aufhielt, denn dort war der Kaffee abscheulich, wie überall in der Provinz. Es empörte ihn maßlos, dass der Kaffee außerhalb der Hauptstadt weder aufgebriht noch gefiltert, sondern einfach gekocht wurde, und in zahlreichen Romanen beklagt er diese barbarische Sitte. In *Die Bauern* beispielsweise beschreibt er das Städtchen Soulanges, zweihundert Kilometer von Paris entfernt, wo der Inhaber der Herberge, Vater Socquard, den Kaffee in einem Gefäß kocht, »das in jedem Haushalt unter dem Namen ›der große braune Pott‹ bekannt ist; er ließ das Wasser auf den gemahlten und mit Zichorie versetzten Kaffee laufen und servierte das Gebräu mit der Kaltblütigkeit eines Pariser Straßenkellners in einer Porzellantasse, die nicht zerbrochen wäre, wenn man sie auf den Boden geworfen hätte«.¹⁵

Bekanntlich trank Balzac unerhörte Mengen extra starken Kaffees, nicht nur gegen die Müdigkeit, sondern vor allem als Stimulanz. Dank dem Kaffee, behauptete er, »gerät alles in Aufruhr: Die Gedanken rücken vor wie Bataillone der großen Armee auf einem Schlachtfeld, ... die Erinnerungen kommen im Sturmschritt, ... die Geistesblitze rücken in Schützenlinie vor; die Metaphern erheben sich; das Papier füllt sich mit Tinte.«¹⁶ Wenn er sich mitten in der Nacht an die Arbeit machte, bereitete er seinen Kaffee selbst in einer besonderen Kanne zu, einer Cafetière »à la Chaptal«, beste-

hend aus zwei Behältnissen mit dazwischen gesetztem Filter, die auch der weltgewandte Romanheld Charles Grandet seiner provinziellen Cousine Eugénie empfiehlt. Im Lauf der Jahre wurde Balzacs Kaffee immer stärker. Ohne die Droge, die »dieses grausame geistige Aufputzmittel« für ihn geworden war, glaubte er nicht mehr schreiben zu können. Am Ende trank er ihn in Sturzbächen, in Strömen, trotz der schrecklichen Krämpfe, die ihn oft genug plagten, trotz des nervösen Augenzuckens, trotz des brennenden Magens. Tee, so bildete er sich gern ein, hätte den Kaffee ersetzen können, aber er fand einfach keinen guten. Als er Madame Hanska von diesem Misstand schrieb, schickte sie ihm aus Polen »Karawanen-Tee«, das heißt Tee aus China. Im Gegenzug besorgte er ihr »Cotignac«, ein Quittengelee, das außerordentlich schwierig aufzutreiben war. Um dieses Gelüst zu befriedigen, musste er sämtliche Feinkostläden von Paris abklappern, ehe er bei Corcellet, einem neu eröffneten Schlemmerparadies am Palais-Royal, die letzte Dose aufstöberte. Bedauern wir ihn nicht deswegen: Er liebte diese Art Besorgungen.

Aber ehe ich fortfahre, muss ich zunächst Balzacs große Liebe, Madame Hanska, vorstellen. Eine Unbekannte hatte ihm 1832 einen so feinsinnigen und bezaubernden Brief geschrieben, dass er sie persönlich kennenlernen wollte. Er traf sich mit der Fremden, einer polnischen Gräfin, in Genf, verliebte sich glühend und arrangierte im Folgejahr ein Wiedersehen. Ungeachtet ihres Ehemanns erlebten die beiden eine »unvergessliche« Nacht, und trotz der Entfernung, trotz der seltenen Begegnungen – einmal vergingen acht Jahre, ohne dass sie einander sahen – dauerte die Beziehung an. Das

dokumentiert ein Briefwechsel von zweitausend Seiten, der Aufschluss über viele Einzelheiten aus Balzacs Alltagsleben gibt. Nachdem ihr Mann gestorben und ihre Tochter verheiratet war, willigte Madame Hanska in die Ehe mit Balzac ein. Aber noch fehlte die Erlaubnis des Zaren, dessen Untertanin sie war. Die Altverlobten mussten sich weitere Jahre gedulden, bis 1850 die letzte Genehmigung vorlag. Im März fand die Hochzeit statt. Balzac starb im August desselben Jahres. Aber kehren wir in die 1830er Jahre zurück, die Zeit des furiosen Schaffens und der ersten Meisterwerke, der alles verschlingenden Schulden, der maßlosen Ausgaben und der Kaffeeorgien.

Sobald er nicht gezwungen war, sich mit dem Essen um der bloßen Ernährung willen zu begnügen, sondern über genügend Mittel verfügte, um ein paar Freunde zur geselligen Runde an den Tisch zu laden, ließ er seiner Lust an der Inszenierung freien Lauf. Natürlich sind üppige Tafelfreuden billiger in einem Roman zu haben – wie etwa in *Das Chagrineder*, wo das Festmahl des Bankiers Taillefer aus *Tausendundeine Nacht* entsprungen scheint –, aber Balzac war nicht der Mann, der sich im eigenen Leben gegen Verschwendung gestraubt hätte. Erst recht nicht, wenn er eine Dame beeindrucken wollte. So lud er eines Abends die hinreißende Olympe Pélistier ein, eine Kurtisane, die ihm vorübergehend ihre Gunst erwiesen hatte. Olympe, auch als früheres Modell von Horace Vernet bekannt, war die Mätresse des erfolgreichen Romanciers Eugène Sue gewesen, ehe sie eine feste Verbindung mit Rossini einging und 1847 dessen Frau wurde.